

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Mit der illustrierten Beilage die „Neue Welt“.

Die „Volkswacht“ erscheint täglich Abends außer Sonntag mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Weßkerberggasse 64, durch die Post und durch Colporteurs zu beziehen. Preis vierteljährlich 3,10 M., pro Woche 25 Pf. Postzeitungsliste Nr. 6892.

Insertionsgebühr beträgt für die fünfgespaltene Zeile oder deren Raum 20 Pfennige, für Vereins- und Versammlungsanzeigen 10 Pfennige. Inserate für die nächste Nummer müssen bis Vormittag 9 Uhr in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 44.

Breslau, Donnerstag, den 22. Februar 1894.

5. Jahrgang.

Morris über Anarchismus.

William Morris, Verfasser der „Kunde von Nirgendwo“, einer der Begründer des englischen Socialismus, der aber längere Zeit für einen halben Anarchisten galt, hatte anlässlich des Bombenwurfs in der französischen Kammer ein Interview, über das die Londoner „Justice“ also berichtet:

Ein sozialistischer Dichter über Bomben und Anarchismus.

Ein Interview bei William Morris.

Ich fand meinen alten Freund William Morris inmitten von Büchern und Zeitungen, die er so sehr liebt, und nachdem wir die üblichen Begrüßungen ausgetauscht, ging ich sogleich auf das Thema über:

„Was denken Sie“, fragte ich, „von den anarchistischen Gemalthätigkeiten, von dieser Epidemie des Bombenwerfens?“

„Nun wohl“, sagte Morris, indem er mir eine Cigarette reichte und seine stark gebrauchte Holzpfeife stopfte, „ich zweifle nicht, daß Sie meine Ansicht hierüber ziemlich genau kennen und daß Sie wissen, welcher Ansicht jeder Socialist sein muß. Ich betrachte das Bombenwerfen einfach als eine Krankheit — eine sociale Krankheit, erzeugt durch die verderblichen Gesellschaftszustände. In einem anderen Licht kann ich es nicht betrachten. Natürlich betrachte ich als Socialist die Anarchisten — d. h. diejenigen, die an den wirklichen und reinen Anarchismus glauben, als uns diametral entgegengesetzt.“

„Halten Sie diese Angriffe für Handlungen von Verbrechern oder von Revolutionären?“

„Die Handlungen selbst sind Verbrechen und würden es allein schon deswegen sein, weil sie so große Dummheiten sind. Auf das Volk machen sie einen ab-

stoßenden Eindruck und rufen die roheste und rücksichtsloseste Reaction hervor. Sie rechtfertigen das brutale Vorgehen der Polizei, unter dem wir Socialisten am meisten zu leiden haben, und stiften absolut nichts Gutes. So sehr ich auch Handlungen, wie die Baillant's, beklage und verdamme, so kann ich mich jedoch nicht zu einer leidenschaftlichen Entrüstung darüber verstehen; ich bin aber ein principeller Gegner dieses gewalthätigen Vorgehens.“

„Sind Sie ein Gegner solchen Vorgehens, bloß weil es gewalthätig ist?“

„Nein, sondern weil es thöricht und zweckwidrig ist. Hier in England würde es auf alle Fälle Wahnsinn sein, solche Streiche zu machen. Was man auch von anderen Ländern sagen mag, wir haben in unserm Parlament eine Körperschaft, welche die ganze ausübende Gewalt hinter sich hat. Was wir zu thun haben, ist, wie mir scheint, die Controle dieser Körperschaft zu erlangen; — dann haben wir die ausübende Gewalt hinter uns.“

„Sie verurtheilen dieses Bombenwerfen nicht bloß deshalb, weil es gewalthätig und ungewaltmächtig ist?“

„Nein. Vor allem bin ich dagegen, friedliche Menschen anzugreifen. Außerdem stehen die Wirkungen des Handelns in gar keinem Verhältnis zu dem Ziel, das der Handelnde erreichen kann, oder das überhaupt erreicht werden kann.“

„Es wird aber argumentirt: angenommen, was auch Sie annehmen, daß diese Handlungen einen krankhaften Gesellschaftszustand andeuten, so bewirkten diese Befundungen einer vorhandenen Krankheit, daß die Anstrengungen der Reformer gefördert werden, die Krankheit, welche solche Wirkungen hat, auszurotten.“

„Das gilt gerade so gut von den Thaten eines Ravachol und Baillant, auch von denen der ge-

meinen Verbrecher. Alle Verbrechen sind sociale Krankheiten. Wenn ein verthierter Wütherrich sein Weib niederschlägt und sie zu Tode trampelt, so ist dies in der Regel die Folge schlechter socialer Lebensbedingungen und durch diese verursachte Störungen des Nervensystems.“

„Sie machen also keinen Unterschied zwischen diesen Männern und den gewöhnlichen Verbrechern?“

„Das will ich nicht so ohne Weiteres sagen. Ravachol war, wie mir scheint, einfach eine bête humaine — eine Bestie in Menschengestalt. Baillant halte ich für einen von ihm ganz verschiedenen Typus. Ich glaube, er ist Südländer oder Kelte — tapfer und prahlerisch eitel. Bereit, sein Leben zu opfern, um seiner Eitelkeit zu fröhnen, ist er ein Typus jener Menschen, die wir in allen Klassen der Gesellschaft, in jedem Berufe finden. Wir Beide sind ihnen schon begegnet, selbst unter Künstlern und Dichtern sind sie nicht unbekannt. Menschen, die das thun, wovon sie wissen, daß es unrecht und verderblich ist, nur um sich einen Namen zu machen, anstatt ehrlich zu arbeiten und unbekannt zu bleiben.“

„Aber ganz abgesehen von den Personen, sind die Thaten selbst verbrecherisch, verbrecherisch, weil zweckwidrig und dumm — verbrecherisch auch insofern, als sie ein Angriff auf unschuldige Menschen sind — Handlungen, deren zerstörende und verderbliche Wirkung in gar keinem Verhältnis zu dem, was dadurch erreicht werden könnte, steht. Erinnern Sie sich z. B. des Theater-Attentates in Barcelona; aus diesem entsetzlichen Gewaltact konnte nichts Gutes hervorgehen. Die Ermordung des Czaren durch die Nihilisten war etwas Anderes — sie war ein Kriegssact.“

„Sie meinen also, daß für Baillant Eitelkeit der leitende Beweggrund war?“

Geächtet.

Roman von Ferdinand Hermann.

19

Reproduction verboten.

„Entfernen!“ sagte Gerhard, „ganz ohne Abschied? Man wird das mit Recht als eine Ungezogenheit deuten!“

„Machen Sie sich keine Sorgen! — Bei dem Papa und der Tante will ich Sie schon entschuldigen, und von den Uebrigen wird es kaum Jemand bemerken.“

Sie war weit davon entfernt gewesen, ihm etwas Unangenehmes sagen zu wollen, und es that ihr aufrichtig weh, als er mit blassem Gesicht erwiderte:

„Sie haben Recht, Fräulein Reßler! Niemand würde es bemerkt haben, wenn ich schon früher gegangen wäre und Ihnen damit vielen Verdruß erspart hätte! Ich war von vornherein nur ein Eindringling in dieser vornehmen Gesellschaft, ein Niedrigstehender, den man mit Geringschätzung und Verachtung betrachtete und dessen bloße Anwesenheit Unbehagen hervorrief. — Sie allein waren freundlich und gütig gegen mich, und ich habe Ihnen nicht anders lohnen können, als damit, daß ich Ihnen eine ganze Reihe von Angelegenheiten herbeibrachte! Es wäre absehblich, wenn ich das noch weiter treiben wollte! Es ist hohe Zeit für mich, mich zu entfernen!“

Er ließ sich in der That nicht mehr zurückhalten, und sie verabschiedete ihn denn mit einem freundlichen

Wort. Sein Weggehen wurde wirklich von Niemandem bemerkt, und nur das Dienstmädchen, das ihm draußen die Thür geöffnet und ihm vergeblich die offene Hand gezeigt hatte, schaute ihm mit einem geringschätzenden Kopfschütteln nach. —

Hermann Sebal's Wohnung lag in unmittelbarer Nähe der Dienhardt'schen Fabrik, in einer jener dicht bevölkerten Vorstadtstraßen, in denen nur die Angehörigen der untern Volksklassen eine Zufluchtsstätte zu suchen pflegten.

Zwischen den himmelhohen Miethskasernen, die während der letzten Jahre gleich Pilzen aus der Erde geschossen waren, standen vereinzelt kleine hausfällige und verwitterte Häuschen als letzte Ueberbleibsel einer halbvergessenen Zeit, da das lärmende Treiben der Stadt noch nicht bis hierher gedrungen war, und da nur wenige Gärtner und Ackerbürger in friedlicher Stille hier ihren Obst- und Gemüsebau betrieben hatten.

Ein solches, trotz seines Alters freundlich aussehendes, von wildem Wein überrantes Häuschen war es auch, vor welchem Gerhard Asmus am folgenden Vormittag stehen blieb. Es fehlte noch mehr als eine Viertelstunde an der Zeit, für welche sein Besuch erbeten worden war, und er zauderte darum ungeschlüssig, den blanken Messingknopf der Hausthür zu ziehen.

Da öffnete sich hart neben der Thür eines der niedrig gelegenen Fenster des Erdgeschosses, und

zwischen den blühenden Topfgewächsen auf dem Sims tauchte ein dunkelhaariger Mädchenkopf auf.

Die Züge des etwas gebräunten Antlitzes waren von jugendlicher Anmuth und Weichheit, nur der ernste Blick der braunen Augen und einige herbe Linien, die wohl ein frühzeitiger Kummer in das hübsche Antlitz gezeichnet haben mochte, ließen dasselbe für den flüchtigen Beobachter ernster und strenger erscheinen, als es in Wirklichkeit war.

Gerhard hatte trotz der Ueberraschung sofort seinen Hut gezogen und war der zu erwartenden Frage durch Nennung seines Namens und durch eine Erkundigung nach Hermann Sebal's zuvorgekommen.

Die junge Dame schien von seinem bevorstehenden Besuch bereits unterrichtet gewesen zu sein, denn sie bat ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, sich zu gebulden, bis sie die verschlossene Hausthür von innen geöffnet habe.

Ihr Lächeln war vielleicht weniger anmuthig und betriübend gewesen, als dasjenige Lissy's; aber es war fast noch erwärmer und wohlthuerender als jenes, und als sie nun den Riegel zurückgezogen hatte und dem jungen Manne in ihrem einfachen, dunklen, am Hals durch einen schmalen, weißen Kragen, abgeschlossenen Anzuge gegenüberstand, da hatte Gerhard seltsamer Weise das Gefühl, nicht eine Fremde, sondern eine liebe vertraute Freundin zu begrüßen.

Gerhard empfand nichts von jener beinahe ängstlichen Besorgtheit und Schwüchtheit, die er vor Lissy's zierlicher Elfen Gestalt kaum jemals zu besiegen

„Einen einzigen ausschließlichen Beweggrund giebt es für keine Handlung. Beweggründe sind immer gemischt.“ Zweifellos glaubte Vallant durch das, was er that, seiner Sache zu dienen; ich möchte aber sagen, daß hauptsächlich seine persönliche Eitelkeit ihn antrieb. Auch hatte er, das ist sicher. Es ist abgeschmackt, in diesem Zusammenhang von „Freiheit“ zu sprechen. Ein Mann, der es wagt, auf diese Weise eine Bombe in ein solches Geäude mitzunehmen und dort zu werfen, ist sicherlich kein Begehr.“

„Sie glauben also, daß dies Thaten bewusster Anarchisten sind?“

„Ja, in der Hauptsache möchte ich dies sagen. Die Anarchisten werden vielleicht behaupten, daß diese Handlungen kein richtiger Anarchismus sind; aber diese Art des Vorgehens scheint mir die logische Konsequenz ihrer Ziele zu sein, und ich als Socialist bin ein Gegner sowohl ihrer Ziele als ihrer Mittel. Der Anarchismus verneint in der Theorie die Gesellschaft und stellt die Menschen außerhalb derselben. Nun ist aber der Mensch unentbehrlich außerhalb der Gesellschaft. Der Mensch kann nicht außerhalb der Gesellschaft leben und sich bewegen. Diese Verneinung der Gesellschaft ist die Stellung, welche die consequenten Anarchisten eingenommen haben, und diese führt zu der kramphastigen, toll'n Taktik, die sie befrworten, weil etwas geschehen muß, um ihre Sache voran zu bringen. Freilich ich muß sagen, daß die Anarchisten, weil sie die Autorität verdammen, logischer Weise auch die Gewaltthat als ein Mittel der Propaganda verdammen müßten.“

Der Socialismus hat in unserem Lande bedeutende Fortschritte gemacht, mehr als der Sarguinische unter uns vor zehn Jahren vorausgesehen hätte. Dies zeigt, daß wir kluger sind als wir wußten — und daß unsere Ideen wirklich in der Luft lagen. Auf jeden Fall ist es ohne Zweifel, daß sie sehr populär werden. Und nun kommen Leute, die sie bis zu einem gewissen Grade in sich auf genommen haben, an uns heran und sagen: „Sehr gut! Was sollen wir nun machen?“ Und die Anarchisten erklären sich gegen jedes Thun — ausgenommen Unmögliches — nämlich das Revolution-machen. Das Volk will keine Revolution-macherei mehr, wenigstens nicht, bis alle anderen Mittel erschöpft sind, und selbst, wenn es wollte, würde es von den Kanonen und Flinten der Soldaten bald niedermäht werden.“

„Sie halten also die politischen Mittel für die einzig richtigen?“

„Im jetzigen Augenblick, gewiß. Ich meine, wir hätten erst eine Partei zu schaffen. Eine Partei, welche Vertreter im Hause der Gemeinen und vollständige Kontrolle über diese Vertreter hätte, würde reißend schnell wachsen. Die Reactionspartei würde ein Zugeständniß nach dem anderen machen und sich zuletzt wohl auf Gnade oder Ungnade ergeben müssen. Das war der Verlauf fast aller Volksbewegungen im Lande. Man kann nichts mit einem demossineten Aufstande anrichten. Damit will ich nicht gesagt haben, daß man sich des Revoltiers enthalten sollte nur aus dem Grunde, weil es den Bürgerkrieg beschleunigen könnte. Aber bei der furchtbaren Gewalt der heutigen Armeen

muß alles geschehen, um die Revolte gefeßlich zu machen. Wir haben gesehen, daß die Soldaten, ohne zu zögern, auf das Volk schloßen, so lange kein Zweifel besteht, daß dies gefeßlich ist. Mit dem Strick um den Hals kämpft man nicht gut, und das würde bei einem Aufstande heute zu Tage der Fall sein. Wir müssen eine Machtstellung zu gewinnen suchen, welche die Revolte gefeßlich macht — wir müssen die Herrschaft über die Kanonen und Flinten bekommen und dann ist Gewalt wahrscheinlich weit weniger nöthig und wir sind des Erfolges viel sicherer.“

„Die Anarchisten wollen von all dem nichts wissen. Sie nehmen das verrätherische Benehmen eines Socialisten im Parlament zum Vorwand, um ihre Verwerfung des politischen Handelns zu begründen.“

„Ja, was will das aber besagen? Hätten wir eine organisirte Partei, dann kämen solche Verrätherien nicht vor. Es gilt die Partei kräftigen — eine starke Partei schaffen.“

„Unsere Anarchisten wollen nichts davon wissen.“ „Nein, die richtigen Anarchisten sind, wie ich sagte, gegen die Gesellschaft überhaupt. Wir haben aber auch die sogenannten anarchischen Communisten, eine Bezeichnung, die doch unbedingt ein Widerspruch in sich selbst ist. So weit sie Communisten sind, müssen sie ihren Anarchismus aufgeben.“

„Sie halten sie also gar nicht für Anarchisten?“

„Sie können nicht Anarchisten in des Wortes eigentlicher Bedeutung sein. Anarchismus ist nur verneinend und zerstörend. Deswegen werden von ihm so Viele ergriffen, die einfach Unzufriedene, Verzweifelte sind, angewirert von den Dingen, wie sie sind. Das Anarchisteln ist so leicht. Man braucht nichts zu lernen, es ist keine Schwierigkeit damit verbunden. Anders kommt's vor, daß der Unterschied zwischen ihnen und uns in der Bedeutung der Worte und der Methode besteht. Sie bekämpfen eine Form des Socialismus, die nur in ihrer Einbildung vorhanden ist, und die kein Socialist sich einfallen lassen würde, zu befürworten. Was dieses ewige Schwätzen von Majoritäts-Herrschaft anbetrifft, so ist es vollständiger Unfuss. Die Majoritäten-Regierung ist eine Nothwendigkeit — wir können sie nicht entbehren; wenn ich mit dem Kopf gegen die Wand renne, finde ich bald, wo die Majorität ist. Eine Majoritäten-Regierung ist nur dann verwerflich wenn ein Conflict der Interessen vorliegt. Da der Socialismus die Gemeinsamkeit der Interessen an Stelle des Interessentums setzt, wie sollte da ein Führer ein Beispiel an, das ich schon oft gebraucht habe: die Frage eines Brückenbaues. Die Majorität wünscht den Bau, die Minorität ist dagegen. Gewiß, die Majorität baut die Brücke, was an die Minorität sagt. Was kann das aber der Minorität schaden?“

„Sie legen also dieser Anarchismus-Epidemie keine große Wichtigkeit bei und halten die Fortschritte unserer Bewegung im Allgemeinen für ermutigend?“

„Was die Epidemie anlangt, so halte ich sie einfach für eine Krankheit, die man bedauern und beklagen muß, aber die man sich aber nicht ändern

kann. Der zerstörende, bombenwerfende Anarchismus wird von selbst absterben, wenn der Socialismus uns die wirkliche Gleichheit bringt. Und was die social-demokratische Bewegung angeht, so halte ich ihre Fortschritte für weit über alles Erwarten großartig und verheißungsvoll. Dies legt uns aber um so mehr die Pflicht auf, eine feste, bestimmte Politik zu verfolgen und eine starke Partei zu schaffen.“

„Meine Aufgabe war erfüllt und wir verabschiedeten uns mit herzlichem Händedruck.“

Wat Tyler.

Politische Rundschau. Deutschland.

Das Flaschenwein-Steuerproject, welches nach jüngst gewordenen Mittheilungen in Vorbereitung begriffen ist, soll, wie die „Liberale Corresp.“ schreibt, davon ausgehen, daß eine Werthsteuer von dem zum Consum bestimmten Wein in Flaschen zum Preise von einer Mark und mehr für die Flasche erhoben werden soll.

Die Butter des armen Mannes. Die „arbeiterfreundlichen“ Conservativen haben im Reichstage nun wirklich einen Gesetzentwurf über die Besteuerung der Margarine eingebracht!!

Unsere Gegner zeigen oftmals eine bessere politische Einsicht, wenn es sich um die Beurtheilung der Zustände in anderen Ländern handelt, während sie für die Verhältnisse im eigenen Lande blind sind oder sie nur in rosenfarbenerm Lichte sehen. In einem Artikel der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ über französische Zustände lesen wir:

Das Volk schätzt Stärke vor allem, aber allerdings läßt es sich auch gern täuschen, bis es eines schönen Tages erwacht und ohne viel Federlesens seine geschminkten Felsen zum Teufel jagt.

Diese Mahnung ist sicher für Deutschland besser angebracht, wo trotz brutalster Gewalt aufgeputzte „Helden“ à la Bismarck durch des Volkes Spruch bei den Wahlen gestürzt wurden. Aber die deutschen Verhältnisse lassen nach den „Neuesten Nachrichten“ nichts zu wünschen übrig. „Wo eine starke Hand das Staats-schiff steuert, da dürfen die Volk's ruhen“, schreibt das Blatt mit einem Seitenblick auf Deutschland. Der fromme Wunsch, Michel möchte sich auf's Ohr legen und die „oberen Zehntausend“ schalt'n und walt'n lassen, ist bei Geschäftspolitikern sehr verständlich, glücklicherweise giebt es aber noch lebende Elemente genug im Volke, die dem Michel den Stear stecken und die faden Nebensarten national-liberaler Mollusken unschädlich machen. Einen andren Vergleich, der wohl ziemlich unbedacht aus derselben national-liberalen Feder floß, finden wir in folgenden Sätzen:

Im letzten Grunde besteht eine tief innere Aehnlichkeit zwischen Henry Le Breton und Soubeyran, zwischen dem Anarchisten der Republik und dem kaiserlichen Baron, und ein tiefer Zusammenhang besteht zwischen ihren Thaten: Der eine säet das Korn in den gelockerten Boden, der andere nimmt die Sense und schneidet die Garben. Beide sind Mühlsteine im vollsten Sinne. Der Speculant, der gleichzeitig um seine Ehre und um ungezählte Millionen wüthet, wie der Mann aus der Dese, der fremde

„So hatte Ihnen Hermann also wirklich gefallen? — O wie lieb mir das ist! — Es ist ja mein sehnlichster Wunsch, daß er endlich einmal einen wahren und aufrichtigen Freund finden möge!“

„Wenn er mich dessen für würdig hielte, so sollte es ihm an meiner treuen Freundschaft gewiß nicht fehlen. So jung auch unsere Bekanntschaft noch ist, ich wußte doch vom ersten Augenblick an, daß ich ihn lieb gewinnen müßte, wenn man ihm nähertreten dürfte!“

„Ich danke Ihnen für dieses Wort, Herr Asmus!“ sagte sie warm, und in ihren ernsten Augen leuchtete es freudig auf. „Nur wenn man gelitten hat, was wir leiden mußten, kann man solche wahrhafte Theilnahme nach ihrem vollen Werthe schätzen!“

Sie hatte ihm ihre Hand entgegen gestreckt, und ohne Verlegenheit legte er die seinige hinein.

Sie hatte nicht Lissy's feine schmerzsame Finger, nicht ihre weiße, sammetweiche Haut; dem Druck dieser Hand war es vielmehr sehr wohl anzumerken, daß sie gewohnt sei, harte Arbeit zu verrichten; aber eine sanfte belebende Wärme durchrieselte Gerhards Körper bei der herzlichen Berührung und er wachte, daß er in diesem Augenblick auch mit Hermann Sebalbs Schwester ein ernstes Freundschaftsbündniß geschlossen habe.

Es bedurfte dazu keiner weitern Versicherungen, und sie hatte dieselben offenbar ebensowenig erwartet, als er daran dachte, sie zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

vermochte, und es war ihm, als müße er ihr ohne Weiteres beide Hände entgegenstrecken. Und doch war sie von hoher, kästig entwickelter Gestalt, größer fast, als er selbst, und nicht ohne ein deutlich hervortretendes, stolzes Selbstbewußtsein in Haltung und Gebärden.

„Mein Bruder hat Sie wohl erst etwas später erkannt, denn er ist noch oben in seinem Arbeits-Rüßel“, sagte sie mit woblklingender Stimme, die eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen Hermann Sebalbs hatte. „Ich heiße Sie darum vorläufig statt seiner willkommen und bitte Sie, sich einzumalen in mein Zimmer bequemen zu machen.“

Es war ein kleines, niedriges Gemach, in welches sie der jüngere Mann geleitete; aber wie viel angenehmer und traulicher war dieser Raum, als die von Paul überlebende Salons in Ludwig Reihens's Hause.

Es war nicht viel mehr darin zu erblicken, als die verstreut stehenden Gebrauchsgegenstände — einige Bilder an den Wänden und ein Schränkchen mit Büchern und allerlei pflanzlichen Nidlichkeit abgerechnet — aber alles war so hübsch geordnet und so blühender, über dem Ganzen lag ein so wohlthuender Hauch von Ordnung und Behagen, daß Gerhard fast den Wunsch, goldgelber Vogel zu werden hätte, der in kleinen glänzender Käfig von Messingdraht so hübsch gehalten, so sorgfältig gepflegt, als wäre ihm diese Götterwelt lieb, denn die goldene Freiheit in dem Käfig zu sein.

Auf dem Küchentische vor dem weinrunderen Fenster lag neben einer kleinen Handzeit ein aufgeschlagenes Buch und auf der altmodischen Commode standen zwischen zwei halbverbräunten Photographien ein reizend combinirter Selbstmalerapparat. Es waren nichts als einfache, unbedeutend wichtige Dinge, welche Gerhard nicht weiter beachtete; aber ihm war zu Rucke, als ob er in dieser Luft seines Vaterhauses, als ob er in diesem kleinen häuslichen Gemache bald zwischen dessen Wänden er seine ganze Jugend zugebracht.

Der junge Dame hatte Gerhard zum Niederlegen aufgefordert, und er war ihrer Einladung ohne Widerstand gefolgt. Sie nahm ihren Platz an dem Küchentische wieder ein und griff zu der Schokolade, als wäre der Besucher ein alter Bekannter, wegen dessen man sich in keinen ungewöhnlichen Beziehungen nicht zu unterbreiten braucht.

„Mein Bruder hat viel von Ihnen gesprochen, Herr Asmus“, sagte sie, „er wird sich freuen, daß Sie Ihre Zusage so pünktlich eingelöst haben.“

„Sie hatte ich das verabsäumten können, Herr Sebalbs! — habe ich mich doch mühen, der ganzen Woche auf Ihren Namen zu warten.“

„Sie hätten mich vom Herrn Asmus, auf, als Sie mich zu sehen kamen, können eine ähnliche Bedeutung haben. Wie Sie aber in dem kleinen Gemache und in seine unruhigen Augen sah, magte für jede derartige Begrüßung sprechen, und sie sagte nicht:

leben zerstört, sie haben ihre Sache auf nichts gestellt. Gleichgültig, kalt gegen andere, kümmern sie sich wenig um die Gefühle anderer gegen sie, um die Thränen und Flüche derer, die sie verletzen. Der eine brillirt in den strahlenden Salons der vornehmen Welt, der andere in den rauchgeschwängerten Clubs der Vorstadt: beide enden in Schande."

Anarchismus und Capitalismus sind innerlich verwandt — dies Zugeständnis eines Capitalisten-Blattes ist höchst beachtend. Das Blatt zählt eben auch zu dieser Verwandtschaft, es „kümmert sich wenig um die Gefühle anderer“, mit souveräner Rücksichtslosigkeit verspottet es seine eigenen Protectoren, die Capitalisten, wie es das Volk als eine Puppe betrachtet, die von obenher gelenkt und gedreht wird. Der Capitalismus ist der Vater des Anarchismus, die Verachtung menschlicher Gefühle hat der Anarchismus vom Capitalismus ererbt. Dr. „Mann der That“ und der Börse: baron oder Schlotjunter sind in der Vernichtung von Menschenleben gleich roh; wenn es darauf anläuft, zu zeigen, welche Kategorie die mörderischere sei, dann brauchte man nur die Zahl der Opfer beider zu vergleichen, der Vergleich würde sicher zu Ungunsten des Capitalismus ausfallen.

Bei der Vorstellung, welche die Agrarier im Feenpalast zu Berlin gaben und wieder einmal ihre Rehlen ankündigten, wurde u. A. auch folgende Beschlusfassung angenommen:

„Die zur General-Versammlung des Bundes zu Berlin im Feen-Palast“ versammelten Landwirthe Deutschlands bitten den hohen Reichstag, dem drohenden Handelsvertrage mit Rußland die Genehmigung zu versagen.“

Begründung.
„Die deutsche Landwirtschaft ist durch die bereits abgeschlossenen Handelsverträge in die denkbar bedrängteste Lage versetzt worden.“

Bei der grundlegenden Bedeutung der Landwirtschaft für das wirtschaftliche Leben des Volkes und bei dem innigen Zusammenhange der verschiedenen Erwerbszweige untereinander müssen zahlreiche Existenzen des Mittelstandes in Landwirtschaft, Handwerk und Handel der Vermögenszerrüttung verfallen, wenn die Landwirtschaft weitere Schädigungen durch die Zollpolitik des Reiches erfährt.

Wir kämpfen nicht Sonderinteressen zu Liebe, sondern im Interesse des gesammten Vaterlandes und der Monarchie, gegen die Vernichtung der deutschen Landwirtschaft an, weil wir dieselbe für die sicherste Grundlage von Thron und Altar halten, eingedenk des politischen Vermächtnisses Friedrich Wilhelms I. an Friedrich den Großen:

Ein gefüllter Sack, eine starke Armee, Schutz der Landwirtschaft, Beibehaltung hoher Einfuhrzölle und strenge Controle der Beamten sind die Grundbedingungen des Gedeihens des Staates.“

Daß die e habüchtige Agrarierstippe eine böse Sorte Patrioten abgiebt, brauchen wir nicht erst der Regierung zu sagen, das weiß sie genau. Späher ist, wenn in der Resolution gesagt wird, die Herren lieben keine Sonderinteressen und zum Schluß die Beibehaltung hoher Einfuhrzölle verlangen. — Hoffentlich geht der Reichstag über diesen „patriotischen Nothdrei“ zur Tagesordnung über.

Sie werden „sechten“ bis an's Ende. Trotz des lärmenden Verlaufs, den die große Parade des „Bundes der Landwirthe“ gehabt hat, die übrigens von keinem vom Bunde unabhängigen Blatte ernst genommen wird, ist die „Kreuzzeitung“ sehr kleinlaut. Hinter

folgenden tönenden Worten verdeckt sie ihre resignirte Stimmung:

Nur einen Nichtsblid können wir in dem trüben Bilde der Gegenwart entdecken; es ist die entschlossene Haltung, welche die „Agrarier“ im Bande dem Handelsvertrage mit Rußland gegenüber einnehmen, und die ihren Vertretern im Parlament auch dann keine Wahl ließe, wenn sie, was sie zum Glücke nicht sind, persönlich anderer Ansicht wären. Daran hat der großartige Verlauf der am 17. dieses Monats in Berlin stattgehabten Haupt-Versammlung des „Bundes der Landwirthe“ keinen Zweifel lassen können. Daß die Verleumdung sich auch dieser Kundgebung an die Ferse heften wird, davon sind wir im Voraus überzeugt. Das läßt aber nicht nur uns, sondern auch die Masse der Landwirthe jetzt völlig kalt. Das Uebermaß, an das sie seit einem Jahre gewohnt sind, hat sein Werk gethan. Sie sind jetzt stumpf; es sieht sie nichts mehr an; sie selber aber sechten bis an das Ende.

Also frisch auf die „Waise“ und weiter „gefochten“ um hohe Getreidezölle, Branntweinsteuergaben, Zuckerprämien und andere schöne Dinge, die den „Nothleidenden“ so glatt eingehen. Vielleicht ändert der Bund der Landwirthe noch einmal seinen Namen in die Firma „Landwirthschaftlich-nothständische Reichs-Fecht-Akademie“ um.

Wer hezt das Volk auf? Im Organ des „Bundes der Landwirthe“ sind n wir folgenden Satz:

„Eine unerhörte Schmach ist es, deutschen Männern, Vertretern jenes Volkes, das mit dem Blute der edelsten seiner Söhne endlich seine Einigkeit besiegelt hat, zuzumuthen, aus Furcht vor dem Wachstum eines Vertrages zuzustimmen, der unserer Vaterlande schädlich ist. Haben wir deshalb die Schlachten von Düppel, Königgrätz und Sedan geschlagen, bewilligen wir deshalb ungezählte Millionen für die Stärkung unserer Wehrkraft, damit wir jetzt aus Angst vor einem Kriege das Grab unseres eigenen Wohlstandes graben?“

Urr! Wer sagt denn, daß nur Angst vor einem Kriege das „Gespenst des Handelsvertrages“ heraufbeschwöre. Was für Vorstellungen müssen danach bei den Bauern über ein so einfaches und selbstverständliches Ding, wie es dieser Vertrag ist, entstehen?

„Die Culturaufgaben leiden nicht“. Während die Nilpferdpeitsche den Schwärzen in Afrika deutsche Civilisation a posteriori — von der Rückseite — beibringt, arbeitet in Deutschland der Militärstaat mit großem Fleiße daran, seine civilisatorische Mission dadurch zu bekunden, daß er die Schule langsam erbroffelt. Einer soeben veröffentlichten Statistik zufolge, ist ein ganzes Drittel der schulpflichtigen Jugend Preußens in überfüllten Schulräumen zusammengedrückt, und nimmt der Lehrermanuel reichend schnell zu. Im Jahre 1878 fehlten 615 Lehrer, im Jahre 1882 fast zehn Mal so viel: 6051; 1886 10 347 und 1891 sogar 12 652.

Die Zahlen reden eindringlicher als Worte es vermöchten.

Zu dem Schiffsunglück bringt die „Voss. Zeitung“ folgende Einzelheiten:

Die unmittelbare Wirkung der Explosion ist bekannt: 39 Tode und 18 Verwundete wurden nach und nach aus den unteren Räumen heraufgehoben und die Leichen, die man oben niederlegte, boten einen entsetzlichen Anblick. Den Meisten war das Zeug vom Reibe gerissen, die Haut zerfetzt und

formlich aufgerollt, hider Schaum Lawden Tathien vor dem Munde. Auch in die Kasse war der heiße Dampf gebrungen und hatte den Kopf und den Steward der Deckoffiziere Messe getöbdt, während ein dort und dort schalen beschäftigter Mann unverletzt geblieben ist. Der Civilkoch war zufällig nicht in der Kammer anwesend und entging so dem traurigen Schicksal, das so viele dieser Männer ereilt hat. Gleich nachdem das Unglück geschehen war, wurde es nach Kiel gemeldet und um ärztliche Hilfe gebeten. Von den im Hafen und in der Werft liegenden Kriegsschiffen hatte nur das Wachschiff „Pelikan“, das am Montag in See gehen soll, Dampf auf. An dessen Bord wurden daher sechs Verletzte der Marine eingeschifft, um an die Unglücksstätte befordert zu werden, wo das manöverunfähig gewordene Schiff lag. Ein Westdampfer folgte. Dort hatte man inzwischen die Leichen an Deck gebracht, während einige besonders schwer Verwundete mittels eines draußen befindlichen Schul-Torpedoboots nach Kiel geschafft worden waren. Zwei von ihnen konnten nur als Leichen in das Lazareth geschafft werden. Während die an Bord des Panzerschiffes gebliebenen Verwundeten von den Aerzten auf das Sorgsamste untersucht und verbunden wurden, begann man auf der Backbordseite die Leichen auf den Westdampfer hinüber zu schaffen, wosie — ein trauriger Anblick — auf Deck ausgebreitet lagen. Der Dampfer traf gegen 6 Uhr an der Barbarossabrücke ein, von wo die Leichen in die Leichenhalle des Lazareths befordert wurden. Die Verwundeten blieben auf dem Panzerschiff, das nunmehr vom „Pelikan“ in Schlepptau genommen und nach Kiel bugigirt wurde. Die Fahrt ging nur langsam von statten, denn für den leichten Transportdampfer war es ein schweres Stück Arbeit, den gewichtigen, jetzt schwer steuerbaren Panzer vorwärts zu bringen. Erst gegen zehn Uhr trafen die beiden Schiffe im hiesigen Hafen ein. „Brandenburg“ ging in der Wiler Bucht vor Anker und wurde heute Morgen von einem kleineren Dampfer in die Werft geschafft. Von den Verwundeten ist über Nacht noch ein Werftarbeiter gestorben, der heute früh vom Bord zum Lazareth gebracht wurde.

Wie viel Frauen und Kinder werden um den Vater, wie viel Eltern um den Sohn trauern, der auf solche entsetzliche Weise seinen Tod fand. Doch trotzdem: Hoch der Militarismus.

Es steht schlimm mit der antisemitischen Gelbliste. In einem Artikel mit der Ueberschrift: „Samentiren hilft nichts“ hält der Bödel'sche „Reichsherald“ den „treuen Bauern“ folgende S andrede:

„Seit Jahren hört man schon die Klagen über Nothlage der Landwirtschaft, Klagen, nichts als Klagen ohne Ende. Aber kein Bauer erhebt sich, dem Gende zu steuern. In Bayern gab's einmal einen Sturm, bei uns in Mitteldeutschland regt Niemand eine Hand. Als Dr. Bödel seiner Zeit aufrief, da gab es großen Jubel und ungeheure Begeisterung, als aber die Bewegung auch einmal Geldopfer forderte, da zog sich Mancher zurück, aus Angst, Dr. Bödel reich zu machen mit der einen Mark Jahresbeitrag zum Bauernvereine, oder mit den 2 Procent, die gar nicht existiren. Geiz am unrechten Orte ist eben ein bei vielen Bauern verbreitetes Laster. Für kostspielige Prozesse und Gemeindefrathe haben sie Geld, für große Volksinteressen ist ihnen jeder Pfennig zu viel. Der Bauer kann eben niemals einsehen, daß jeder Groschen, den er für Vertretung seiner Interessen hergiebt, ihm hundertfältige Frucht bringt, er kommt uns in seiner verkehrten Sparsamkeit vor, wie der Mann, der angebrannte Schwefelhölzer sammelt und seine Pfeife mit Markschneinen ansteckt.“

Das läßt tief blicken, kann aber den Rundigen nicht überraschen.

Kleine Rundschau.

Ein Ruf auf der Bühne als unkluge Handlung. In dem Geburtsort Wolframs von Eschenbach, dem fränkischen Städtchen Eschenbach, soll in diesem Sommer eine Wolframfeier begangen werden. Große Vorbereitungen werden dazu getroffen und Paul Hefse hat auf Wunsch des Eschenbacher Wolframbundes ein Festspiel gedichtet. Der Held dieses Festspiels ist natürlich Wolfram, der Dichter des Parzival, der sich am Schluß mit der Tochter des Eschenbacher Bürgers verlobt, in dessen Hause er sein berühmtes Gedicht verfaßt hat. In Gegenwart der Eltern, des Grafen v. Wertheim, der Dichter Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide und einer großen Volksmenge, die der Besuch der drei fremden Herren herbeigelockt hat, steht er dem geliebten Mädchen den Verlobungsring, ein Geschenk der Landgräfin von Thüringen, an den Finger und begrüßt sie als seine Braut mit den Worten: „Und so verlob' ich mit diesem Ring, den ich aus edler Hand empfing, mich Dir zu lebenslangem Bund und gebe mich Dir ganz zu eigen, und daß zum Siegel vor diesen Zeugen küß' ich, o Liebste, Dich auf den Mund.“ Gegen diesen Ruf haben nun, wie die Münchener „Neuesten Nachrichten“ berichten, die geistlichen Oberen des Städtchens Protest erhoben, als gegen eine „unfittliche“ Handlung, die ein böses Beispiel geben und von den Zuschauern als ein „Freidrief“ für allerlei Zuchtlosigkeit aufgefaßt werden würde. Paul Hefse, der verschiedenen anderen Wünschen bereitwillig sich gefügt hätte, war nicht geneigt, sich unbedingt der geistlichen Censur zu unterwerfen. Er erklärte, daß die Aufführung ja nicht in einem Condict stattfinden solle, sondern als ein Volksschauspiel, mit dessen Charakter eine übertriebene Prädrie im Widerspruch stände; daß ein Ruf auf der Bühne überhaupt nur ein „gepflegter“ Ruf sei, der auch von Berufsschauspielern nur markirt zu werden pflege — umsonst! Der Benefiziat, der den Vorstoß im Wolframbund geführt hatte, erklärte seinen Austritt, wäh-

rend der Stadtpfarrer nach der Weigerung des Dichters sich neutral verhielt. Hierauf beschlossen die Väter der Stadt, um eine Verschärfung des Protestes zu vermeiden, von der Ausführung für dieses Jahr abzusehen.

Reisen im südlichen Eismeer sind von mehreren Walfischfahrern in der Zeit vom September 1892 bis Juni 1893 ausgeführt worden. Wm. S. Bruce von der „Balaena“ berichtet, daß man sich mit dem Schiffe am Weihnachtabend fast ganz genau an dem Orte befand, den Cap. Ross mit seinem Schiffe am Neujahrstage vor einem halben Jahrhundert erreicht hatte und wohin seitdem Niemand mehr gekommen war. Alles Land, welches der „Balaena“ in Sicht kam, war mit Schnee bedeckt, nur die steilsten Abhänge, wo der Schnee nicht liegen bleiben konnte, waren schwarz und, wie es schien, von vulkanischem Gestein gebildet. Am 12. Januar sah man anscheinend hohes gebirgiges Land mit Gletschern (vom 64° 25' f. Br. und 59° 10' w. L. bis etwa 65° 30' f. Br. und 58° w. L.), wahrscheinlich die bis dahin noch nie gesehene Ostküste von Graham'sland. Südlich vom 60° f. Br. wurden allenthalben Eisberge angetroffen, kein Tag verging, ohne daß solche zu sehen waren. Der längste war 30 Seemeilen lang, ein anderer 10 Seemeilen, mehrere 1-4 Seemeilen. Der höchste erreichte 76 Meter über Wasser, manche dagegen waren nicht über 21-24 Meter hoch. Alle diese Eisberge waren tafelförmig oder aus dieser Form heraus verwittert, dabei von Höhlen durchsetzt; manche zeigten laminartige Böcher, durch welche ungeheure Gichtsäulen emporsprangen, sobald die Dünung die Höhlen hinausschlug. Diese Eisberge gewährten einen großartigen Anblick. Nebelumbüllt, sagt Bruce, erheben sie ihre mächtigen, schneebedeckten Schultern bis zu einer stattlichen Höhe, funkeln in der Sonne oder leuchten in lebhaftesten Farben, trotzdem sie vom reinsten Weiß sind. Das erste Päckis wurde in 62° 20' f. Br. und 52° 20' w. L. am 19. December angetroffen; am 12. Januar und in Sicht, wahrscheinlich der östlichen Küste von Graham'sland, sah man gegen Süden anscheinend offenes Wasser, und Bruce glaubt, daß es möglich gewesen wäre, weiter vorzu-

bringen und selbst eine höhere Breite als normally Capitan James Weddell zu erreichen. Allein der Capitän der „Balaena“ ließ das Schiff wenden. Was die Temperatur anbelangt, so war sie in den Monaten December, Januar und Februar (dem südlichen Sommer) im Durchschnitt -0,6° C. und der Beobachter meint, daß die Wintertemperatur dort nicht viel von der des Sommers verschieden sein dürfte. Das plötzliche Eintreten des Sommers in den arktischen Meeren macht sich entschieden geltend, ganz anders ist es nach Bruce in den antarktischen Eisgionen. Dort herrscht ewiger Winter, niemals schmilzt der Schnee, keine Pflanze ist innerhalb des südlichen Polarreises zu finden. Lange, sagt der Reisende, werde ich der Schönheit und Großartigkeit dieser Eiscenerien gedenken und des ewigen Schweigens, welches dort herrscht. Nicht schildern lassen sich die Gefühle, welche erwachen, wenn man während der Nachtwachen allein auf dem einamen Deck steht, während die Sonne längs des Horizonts schweift, die Natur mit Farben überzieht und das weiße Eis in dem stillen, schwarzen Wasser schwimmt. Dr. Donald an Bord des Schiffes „Active“ hat ziemlich die nämlichen Gegenden des antarktischen Eismeres besucht. Auch ihm ist die tafelförmige Gestalt der dortigen Eisberge aufgefallen, die von denen in den nördlichen Polarregionen sehr abweichen. Nach seiner Meinung thürmen sich die antarktischen Eisberge wahrscheinlich da auf, wo das Land eine sehr sanfte Abdachung von großer Höhe bis zur See besitzt. Der Schnee und das daraus gebildete Eis gleiten dann allmählig in's Meer, bis zuletzt die äußersten Theile eine Tiefe erreichen, in der sie zum Schwimmen kommen und nun abbrechen, wodurch ein freier Eisberg gebildet wird. Bei einem durchschnittlichen Schneefall von 25 Millimeter den Tag muß die Grundmasse eines solchen Eisberges ungefähr 60 Jahre vor seiner Absonderung gelegt worden sein. Dr. Donald glaubt, daß eine aus zwei Dampfern bestehende wissenschaftliche Expedition reiche Ergebnisse aus dem antarktischen Meere heimbringen würde, auch würden seiner Meinung

Diese seine unzweifelhafte Pflicht hat der preussische Staat unserem Schlessen gegenüber auf das Größtliche vernachlässigt.

In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 8. Februar 1889 bewies der Abgeordnete Berger (Witten), daß in dem Zeitraum von 1880 bis 1889 für schlesische Eisenbahnen 24 Millionen Mark bewilligt worden sind, während für die Eisenbahnen von ganz Preußen in diesem Zeitraum 404 500 000 Mark verwendet wurden.

Die angegebenen 24 Millionen bilden aber nur 6 Procent von der auf die Eisenbahnen des ganzen Staates verwendeten Gesamtsomme.

Im Jahre 1889 wurden in Preußen Eisenbahnen gebaut in der Länge von 392,2 Kilometer und darauf verwendet 30,365,000 Mark. In Schlessen ward nur gebaut die Strecke Nimptsch-Gradenfrei in der Ausdehnung von 8,2 Kilometer mit dem Aufwande von 1,140,000 Mark; in Procenten der Kilometerzahl 2,09, in Procenten der Bausumme 2,07.

Im Jahre 1891 war der Eisenbahnsegen schon wieder vorüber. In Preußen wurden gebaut Eisenbahnen von 247,9 Kilometern für 30,767,000 Mark. Schlessen wurde abgepeist mit der einzigen Strecke Lauban-Marklissa, die nur 10,7 Kilometer lang ist und 920,000 Mark gekostet hat.

Im legt verfloffenen Jahre ist nun wieder mit Ach und Krach eine Kleinigkeit für Schlessen gethan worden. Es wurden gebaut im Ganzen in Preußen 249,6 Kilometer Bahnen für 26,495,000 Mark; in Schlessen aber wenigstens die Linie Jauer-Rohnhock mit 13,9 Kilometer und 1,200,000 Mark Kosten, in Procenten der Kilometerzahl 5,5, in Procenten des Kostenbetrages 4,5.

Wir werden uns im Folgenden über diese in die Augen springende Vernachlässigung unserer Provinz des Weiteren verbreiten und zum Schluß unserer Betrachtungen die Gründe zu enthüllen uns bemühen, welche diese auffällige, so ungemein volkschädliche Thatsache verschuldet haben.

Achtung!

Den Vorständen der Gewerkschaften zur Nachricht, daß Sonntag, den 4. März, Mittags, Genosse Schoenlant in Breslau spricht.

Man wolle sich bei Einberufung von Versammlungen danach richten.

[Die „Schlesische Volkszeitung“] glaubte vor Kurzem wieder einmal die Befugnis zu haben, auf die Socialdemokraten zu schimpfen und die Partei als solche herabzuwürdigen.

geht? Wir meinen, wer im Glashaufe sitzt, soll nicht mit Steinen werfen und in einem solchen Glashaufe sitzt die Centrumpartei und ihre Presse.

Wenn in die Reihen der Socialdemokraten sich Elemente einschleichen, deren Treiben oder Vergangenheit die Ehre der Partei schädigen, so ist dies zwar nicht zu vermeiden, aber es wird dafür gesorgt, daß solchen Leuten bei Zeiten der ihnen gebührende Fuhrtritt verweigert wird.

Wir streben die Veredelung der Menschheit an, wollen sie aus dem Sumpfe geistiger wie physischer Verkommenheit heben, und können zu leitenden Persönlichkeiten nur Leute gebrauchen, deren Ehre unantastbar ist.

Wie sieht es dagegen in der ultramontanen Partei aus? Wie oft hört man von der Entlarvung eines Schuftes, der es in Folge seiner Stellung fertig bringen konnte, ein schändlich Spiel zu treiben.

Die Hintermänner der „Volkszeitung“ würden einen rothen Kopf bekommen! Ja, haben wir erst nöthig, die Vergangenheit ans Licht zu ziehen, lehrt uns nicht jede Woche, jeder Tag heinade daß bald hier bald dort sich so ein Seelenhirte seiner Schafskleidung entledigt und die Wolfsnatur zum Vorschein kommt?

Darum nicht so hitzig, werthe „Volkszeitung“, keine Partei ist im Stande, zweifelhafte Individuen sofort unschädlich zu machen, keine Partei aber hat auch mit so viel Lumpen und Schuften zu rechnen wie die ultramontane.

„Du Narr, ziehe erst den Balken aus Deinem Auge, und dann siehe zu nach dem Splitter in Deines Bruders Auge!“

[Die materielle Lage des Volksschullehrerstandes innerhalb des Regierungs-Bezirks Breslau] hat durch die jüngst erfolgte Veröffentlichung des Vertheilungsplanes der Beiträge zur Ruhegehaltskasse eine charakteristische Beleuchtung erfahren.

[Reden von Laien auf öffentlichen Versammlungen.] Auf Veranlassung des königlichen Regierungspräsidenten zu Breslau werden seitens der Landräthe gegenwärtig Erhebungen darüber angestellt wie die Regierungs-Polizeiverordnung vom 31. März 1855, nach welcher auf öffentlichen Begräbnisplätzen Reden von Laien nicht gehalten werden dürfen, sich praktisch bewährt hat, insbesondere, ob sich Gelegenheit zu ihrer Anwendung geboten hat und wie etwa über ihre Handhabung in höherer Verwaltungsinstanz oder seitens der Gerichte befunden worden ist.

[Stadt-Theater.] Heute, Mittwoch, gelangt Wagners Oper „Der fliegende Holländer“, mit Herrn Somer in der Titelpartie, Frau Nielle als Senta, Frä. Weiner als Mary, Herr Schläffenberg als Erik und Herr Rochelle als Dalund zur Aufführung.

[Stad-Theater. Für heute, Mittwoch, wiederum Heinrich Hees Lustspiel „Das Examen“ gegeben.

[Von der städtischen Sparkasse.] Im Jahre 1889 b. J. beliefen sich die Einzahlungen auf 1.807.000,85 M., die Auszahlungen auf 728.814,00 M., und am Ende des Monats betrug der Gesamtbetrag der Spar-Einzlagen 82.297.297,52 M.

[Alarmirung der Feuerwehr.] Am 19. d. Mts. Abends 7 Uhr 14 Min. wurde die Feuerwehr nach der Freiburgerstraße Nr. 28 gerufen, wo im 3. Stock des Vordergebäudes in einer Küche ein Theil der Dichtung, Balkenlage und Tischschubbede aus unermittelter Ursache in Brand gerathen war.

[Vermißt] wird seit dem 17. d. Mts. der Arbeiter Ernst Hummig, Moritzstraße 19 wohnhaft. Der Vermißte ist 44 Jahre alt, hat dunkelbraunen Badenbart und trägt graues Jaquet, schwarze Beinleider, schwarze Pelzmütze und langschäftige Stiefel.

[Unglücksfall mit tödtlichem Ausgange.] Am Anfang d. Mts. wurde ein Kaufmann von der Sadomasstraße auf der Kaiser Wilhelmstraße überfahren und erlitt dabei schwere Quetschungen des Unterleibes.

[Polizeiliche Nachrichten.] Gefunden wurden: Eine Pferdebedeckung, zwei goldene Ringe, eine Renkontouruhr und zwei Portemonnaies mit Inhalt; vor längerer Zeit: ein Oberglas mit Eisenbein und ein schwarzer Federfächer aus Schildpatt.

Schlessen.

Achtung!

Da ich im Auftrage des Vorstandes des „Verbandes deutscher Schneider, Schneiderinnen und Berufsgenossen“ eine Agitationstour durch Schlessen unternehme und mir aus einer Anzahl Städte noch keine Adressen zur Verfügung stehen, an welche ich mich wenden könnte, behufs Einberufung einer Versammlung, so ersuche ich hierdurch die Kollegen und Genossen, mich zu unterstützen, namentlich fehlt mir jede Verbindung mit Reife, Leobschütz, Glatz, Gleiwitz, Ratibor, Rattowitz, Deuthen u. s. w.

Berlin, Gr. Hamburgerstraße Nr. 20, von da ab nach

Görlitz, Adresse: E. Frenzel, Jüdenring 6, II, überhaupt alle die Agitation betreffenden Fragen an diese Adresse zu richten.

Mit genossenschaftlichem Gruß

L. Pfeiffer, Berlin.

Grünberg i. Schl. Achtung! Diejenigen Genossen, welche noch Gelder mit der Parteikasse abzurechnen und schon längere Zeit Bons in Händen haben, die noch nicht verrechnet sind, werden ersucht, baldmöglichst ihren Pflichten nachzukommen.

Gleichzeitig bitten die Genossen zur Nachricht, daß Partitions unseres Wahlkreises nur mit dem Parteistempel versehen, Gültigkeit haben.

Die Revisoren.

Spottau, 20. Febr. Zur Epyhus-Epidemie. In der am Sonntag stattgefundenen Bürgervereins-Versammlung wurde beschlossen, Proben des Leitungswassers an das Reichsgesundheitsamt zu Berlin zu senden und dem Oberpräsidenten, sowie dem Minister des Innern Petitionen um Freigabe der Wasserleitung zu übermitteln, da die Wasserqualität erheblich schlimmer als die Epidemie sei und unbillbare Zustände heraufbeschworen werden.

Freiburg i. S. Arbeiterinnen, Arbeiter! Vergesst nicht, daß die Gastwirthe „Zum goldenen Anker“, „Zum Buchwalb“, „Zur Stadt Wien“ und „Zur Krone“ uns ihre Gäle nicht geben; kauft eure Mitarbeiter und Freunde darüber auf, damit sie wissen, was sie zu thun haben!

Waldenburg. Wie aus dem Reichstagsbericht hervorgeht, lag gegen unseren Reichstagsabgeordneten Wöller eine Anklage wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes vor, welche für die Dauer der Reichstagsverhandlungen auf Antrag des Abgeordneten Bebel laut Beschluß des Reichstages eingestellt worden ist.

Ein angebliches Vorstandsmitglied des hiesigen Annapenvereins, welches aber seinen Namen verschweigt, beschwert sich in einem Schreiben an die Red. d. Blattes, daß wir behauptet hätten, der Verein würde, da er patriotische Zwecke verfolge, irreführt. In diesem Schreiben wird aber zugestanden, daß er einen patriotischen Umzug abgehalten habe, daran sich andere Brüdervereine — gewissermaßen als Entschuldigung! — beteiligt hätten. Der Vorstand sei, wie Briefschreiber behauptet, an dem begangenen Patriotismus (wer's glaubt!) unschuldig, da es in einer monatlichen Versammlung beschlossen worden sei. Uns und der öffentlichen Meinung gegenüber ist aber der Vorstand verantwortlich für das Gebahren des Vereins. Mag auch der Verein zehnmal seine Mitglieder in hiesigen capitalistischen Blättern zu einer Monatsversammlung einladen, um sich — wie prahlend ausposaunt wird — über socialdemokratische Heftartikel unseres Blattes zu beschwören. Durch diese Handlungsweise beweist der Verein auf's Neue seine arbeiterfeindliche Stellung. Ferner erwähnt der Namenlose, daß es leichter sei, sich über den Verein auszulassen, als frei und offen aufzutreten und einen Verein zu führen, welcher der entsprechenden modernen Arbeiterbewegung folgen soll. Hiermit bekundet der betreffende Schreiber, daß er sich selbst nicht für fähig hält, einen Verein auf diese Stufe zu bringen; übrigens wünscht dies der Verein auch nicht, da er anders denken die Arbeiter (wie kameradschaftlich!) — wie oftmals in gegnerischen Blättern erklärt worden ist — nicht duldet! Andere Brüdervereine — dies wolle sich der hiesige Verein merken — haben sich bisher einer solchen Handlung nicht schuldig gemacht, weshalb wir keine Veranlassung haben, uns gegen diese zu wenden! So lange der hiesige Verein nach rückwärts jegelt und die reactionären Elemente die Oberhand führen, können wir dem Vereine unsere Sympathien nicht entgegenbringen, ob man sich darüber ärgert, ist uns gleichgültig.

Wasser. Der Gastwirth Schmidt hat den Vertrauensleuten unserer Partei, welche bei ihm darüber angefragt haben, ob er kein Local den Arbeitern wieder zur Verfügung stellen will, nicht geantwortet. Er verzichtet, wie es scheint, auf den Besuch der Arbeiter. Dies wollen sich dieselben merken und ihn vom Besuche verschonen.

Reiße. Ueber das schreckliche Brandunglück, von welchem kürzlich das Dorf Preiland bei Reiße heimgejagt worden ist, stellt sich nunmehr, wie wir der „Reißer Presse“ entnehmen, heraus, daß die Bewohner dieses Ortes an ihrem Unglück zum Theil selbst schuldig sind. Das ganze Feuerlöschgeräth der wohlvermögenden, aus 65 Stellen bestehenden Gemeinde Preiland besteht und besteht nämlich zur Zeit des Brandes, abgesehen von etlichen Leitern und den hergebrachten Wassereimern u. d. d., aus einer hölzernen Feuerspritze von einer Construction, wie sie etwa um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland in Gebrauch war. Die Feuerspritze hat noch keine Windfessel und keine Schläuche, das Wasser muß mit Eimern in den Spritzkasten geschüttet werden und wird durch ein in einem Garnier bewegliches Standrohr in Abjäten ausgepumpt. Von verschiedenen Seiten sind in der letzten Zeit Versuche gemacht worden, das Feuerlöschwesen in Preiland zu verbessern, und diese Bemühungen führten denn auch zu dem Ziele, daß im Frühjahr 1893 die definitive Gründung einer freiwilligen Feuerwehr erfolgte. Trotz weiterer Bemühungen hatte dieser Schritt keine praktischen Folgen und die Organisation der Feuerwehr kam nicht zu Stande. Hoffentlich wird den zahlreichen Randgemeinden Schlesiens und Pommern aber, in welchem noch unzulängliche Verhältnisse im Feuerlöschwesen herrschen, das schwere Schicksal Preilands zu einer erwünschten Lehre dienen.

Katibor. Auf Vergehen im Amte lautet die Anklage, welche den Fleischergehilfen Johann Philipp aus Leobischitz vor die Strafkammer zu Katibor führte. Der Angeklagte, welcher 21 Jahr alt ist, war im vorigen Frühjahr Posthilfsbote in Moser und hatte als solcher die Postkassen nach Komeije zu besorgen. Am 2. Mai, so berichtet der „Oberösterreichische Anzeiger“, stellte er dem inzwischen verstorbenen Hausbesitzer Langer zu Komeije einen eingeschriebenen Brief zu, der, wie der Augenschein lehrt, geöffnet worden war. Der Brief rührte von dem in Berlin lebenden Sohne des Abrechneten her und sollte einen hundertmarkigen erhalten; letzterer war jedoch aus dem Briefe verschwunden. Ebenso erhielt der Lehrer Meise zu Komeije am 2. Mai einen Brief, aus welchem ein Hundstreichlein und Briefmarken im Betrage von einer Mark entnommen worden waren. Diese Unterschlagungen begangen zu haben, war der Angeklagte beschuldigt, er war ferner beschuldigt, einen Brief an Langer, der von des Letzteren Sohne einige Wochen nach Abhandlung des eingeschriebenen Briefes abgehängt worden war, unterschlagen zu haben. Der Angeklagte stellte die ihm per Post gelegten Strafbücher einjähren in Abrede, doch gewann das Gericht die Ueberzeugung von seiner Schuld. Das Urtheil lautet auf eine Gefängnisstrafe von 9 Monaten Gefängnis.

des Agenten einer deutschen Firma von Dahomeh nach dem Congo. Herr Bebel hat das Peitschen mit unserer Cultur und mit dem Christenthum in Verbindung gebracht. Aber wer in aller Welt hat die Handhabung dieser Werkzeuge empfohlen? Wenn Herr Bebel nichts Anderes als diese Luftschläge gegen die deutsche und christliche Cultur führen kann, dann haben Sie selbst sich schwerer verurtheilt, als das nur irgend Jemand thun kann! Dem Reichstangler gebe ich darin Recht, daß wir das Resultat der Untersuchung in Kamerun abwarten müssen. Aber wenn wir trotz der Wochen, die dazwischen liegen und trotz der vorhandenen telegraphischen Verbindung Genaueres noch nicht erfahren haben, so hat doch der Reichstag das Recht, sich über diese Vorgänge auszusprechen. Und vorausgesetzt, daß die Thatsachen richtig dargestellt sind, müssen wir das schärfste Urtheil darüber aussprechen und erklären, daß wenn die behaupteten Thatsachen wahr sind, dies das Ansehen Deutschlands durchaus herabsetzen müßte. Ich wende mich nun zu dem zweiten Punkte, dem Sklavenhandel. Ich bemerke dabei, daß wir gegen das Amendement Ghui zu der von der Commission vorgeschlagenen Resolution, ein Amendement, welches auch das Sklavenhalten unter Strafe stellen wollte, stimmen mußten, weil die Absicht zu klar zu Tage lag, hierdurch die Resolution selbst zu Fall zu bringen. Der „Vorwärts“ sagt uns allerdings nach, wir hätten gegen das Amendement nur gestimmt, weil wir Reichsangehörige, welche Sklaven halten, nicht bestrafen wollten. Das kann aber nur ein Ausbruch von Gehässigkeit gewesen sein, denn selbst der „Vorwärts“ muß doch wissen, daß schon das Reichsstrafgesetzbuch den Reichsangehörigen das Sklavenhalten verbietet. Durch ein neues Verbot für die Colonien würden wir also nur offene Thüren einrennen. Zur Zeit ist es nur den Ausländern in unseren Colonien nicht verboten, Sklaven zu halten. Es kommt also überhaupt nur auf die Frage an, wie weit können wir die Sklaverei in unseren Schutzgebieten auch den Eingeborenen verbieten? Und da handelt es sich darum, zu untersuchen, ob es richtiger ist, die Sklaverei auf ein Mal aufzuheben, oder nur nach und nach. Und da erinnere ich an den Ausspruch eines der gewiegtesten Kenner, des Cardinals Lavigerie: es wäre Wahnsinn, die Sklaverei mit einem Schlage zu verbieten. Auch Vater Schynse nennt es „Wahnsinn“, mit Bajonetten auf ein Mal die gegenwärtigen Zustände dort ändern zu wollen. Ich appellire daher von der ungesunden Vernunft des „Vorwärts“ an die gesunde politische Vernunft des Abg. Bebel. Ich beschränke mich hierauf und freue mich, zum Schluß noch ein Wort des verehrten socialdemokratischen Collegen Auer anführen zu können: „gegen Lug, Trug und Verleumdung habe ich nur ein Gefühl, das der Verachtung!“ (Beifall im Centrum.)

Director Kahser: Ich will darüber keine Zweifel lassen, daß unter der von Herrn Lieber erwähnten Voraussetzung eine Abhandlung stattfinden wird. Wir verdammen aber Niemanden ungehört. Die Untersuchung ist ja im Gange gegen den Kanzler Leiß. Was die Frage des Sklavenhaltens betrifft, so versteht es sich ganz von selbst, daß ein Deutscher in unseren Colonien keine Sklaven halten darf. Nach allen uns zugegangenen amtlichen Berichten ist es aber eine reine Unmöglichkeit, mit einem Schlage all und jede Hausklaverei aufzuheben. Aber wir gehen auch hier allmählich vor. Wir verbieten das Zuchtungsrecht und wir betrachten die Sklaven nicht als Rechtsobjecte, sondern als Rechtssubjecte. Wir bitten, uns Zeit zu lassen, um weiter fortzuschreiten. Dem letzten Herrn Redner bemerke ich noch, daß kein Unterschied gemacht wird zwischen katholischen und evangelischen Missionen. Wenn neulich nur von den Vätern vom heiligen Geiste die Rede war, so lag das nur darin, daß diese in Kamerun hauptsächlich in Betracht kommen. Was endlich die Vorgänge in Wyde anlangt, so hätten sich auch ereignen können, wenn wir keine Colonien hätten. Ein Zusammenhang zwischen ihnen und unseren Colonialen besteht durchaus nicht. Ein von Bebel erwähnter Fall in Liberia liegt ebenfalls sehr einfach und ist von Bebel übertrieben dargestellt worden. Auch in dem Falle Wölber-Brohm trägt die Reichsregierung keine Schuld. Wir haben sofort Schritte gethan und in Paris durch unsern Vorgesetzten Erklärungen senden lassen und dabei das lebhafteste Engagement geäußert. Wir haben erreicht, daß es bei der Aufhebung von Wölber keine Schadenersprüche, welche die Gesellschaft geltend machte, gegen sich nicht verurtheilt. Dazu kommt, daß der Agent Richter während seiner Anwesenheit bei dem König Schango die Sinne der selben im Kamerunischen erlosch. Deshalb ist ferner, daß die Sklaven der Firma Wölber und Schango gerettet ausgeliefert wurden und deshalb hat ja auch unser Kamerunbote berichtet, so lange es keine Gerichten war, die Entscheidung der Regierung verstanden. Der Herr Redner sagt in dem Bericht, daß er auch gegenüber dem angeblichen Kamerun-Botschafter eines Agenten — das ist er — ein lebhaftes Engagement gemacht habe. Das war in dem Bericht nicht enthalten und die tatsächliche Regierung selber hat behauptet, Sklaven hat annehmen und zu ihren Schöpfen zu verwenden lassen, ist eine Unmöglichkeit. Zu bemerken ist nicht, daß der Herr Redner auch mildernde Umstände zur Seite stehen, der Anwesenheit in einem solchen Lande, welcher weiß, daß die Regierung genaugen sein mag. Auch machen es andere, auch portugiesische Kamerun, Kongo. Der Regierung erwidert jedoch, daß es nicht an dem Kamerun, sondern an dem Herrn Redner liegt, die Entscheidung über die Sklaverei zu treffen. Er werden wir es an dem Aufklärung nicht fehlen lassen.

Abg. Graf Arnim (Rechts): Ich können mir nichts ein Bild des Inhalts über den Kamerun Fall von dem Herrn Reichstangler haben machen, und man hätte sich wenigstens sagen sollen, daß demselben das zum Ausgange der Untersuchung insubordinat wurde. Das ist aber nicht geschehen, und deshalb müssen meine nachstehenden Bemerkungen durchaus bezweckelt. Der Herr Reichstangler sagte vorher eine Missioner löste sich nicht nurziehen. Aber es geht doch sehr, daß die Missionen zahlreich die Missioner war. Und wenn der Herr Reichstangler meine nachstehenden Bemerkungen hören darf, so will ich doch nicht zurückweichen, daß mir jedes Jahr Kubaner im Kamerun in den Etat einstellen müssen. (Heiterkeit.) Das Centrum des Herrn Reichstangler hat

seine Beamten ist ja sehr wohlthuend, aber mir steht die Sache höher als die Personen. Redner verliest u. d. ein ihm zugegangenes Schreiben, in welchem eine mehr auf kaufmännische Interessen Rücksicht nehmende Verwaltung verlangt wird.

Reichstangler Graf Caprivi: Aus dem Recht, Mißstände hier vorzubringen, und aus eingehenden Briefen auch den Schluß zu ziehen, daß Mißstände vorliegen, daß halte ich doch für genügt. Hält Graf Arnim es für seine Pflicht, solche Dinge hier zur Sprache zu bringen, so halte ich für meine Pflicht, erst nach erfolgter Untersuchung zu urtheilen. In unserer Armee herrscht nicht der Gebrauch, einen General abzurufen, sofort wenn er geschlagen wird. Handelt es sich in den Colonien anders, so würden wir an Stelle eines erfahrenen Beamten, der vielleicht einen Mißfolge hatte, möglicherweise einen Beamten dorthin bekommen, der unerfahren ist. Was das anbelangt, daß der Kanzler Leiß die Meuterei hätte voraussagen müssen, so bin ich darüber auch durch die Ausführungen des Herrn Vorredners nicht überzeugt.

Abg. Beckh (frei.) hält gegenüber dem Director Kahser an dem von ihm gestern für unsere Colonialverwaltung in Kamerun gewählten Ausdruck „Mißregierung“ fest und kommt sodann nochmals auf den Fall Volkhamer zurück, welchen Director Kahser gestern durch eine rosenrothe Brille gesehen habe. Thatsache sei, daß Volkhamer nicht die ihm zugesicherte und nothwendige Unterstützung gefunden habe.

Abg. Bebel (Soz.): Aus dem Falle Wölber-Brohm habe ich der Reichsregierung einen Vorwurf nicht gemacht. Ich erkenne an, daß die Reichsregierung in dieser Sache ihre Schuldigkeit gethan hat. Herr Lieber und andre Herren haben mir einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich die Peitschen hier vorgelegt habe. Aber es war das nöthig, um zu zeigen — gerade gegenüber Ihren Ausführungen von Cultur und Christenthum — welche Culturenmittel dort gebraucht werden. Und Herrn Lieber muß ich ferner bezüglich der Ablehnung des Ghuischen Amendements sagen: Sie haben doch damit gezeigt, wie Sie trotz Ihres Christenthums die Aufrechterhaltung der Sklaverei dort befürworten. Es sind die ganzen ökonomischen Verhältnisse, welche Sie dazu veranlassen. Das Christenthum hat sich aber jederzeit den jeweiligen Anforderungen des Culturstandes angepaßt. Auch die Hölrigkeit hat das Christenthum angenommen, als die Sklaverei denn doch nicht mehr aufrechtzuerhalten war. Und Herrn Scholl möchte ich da ein Sprüchlein des von ihm gewiß hochverehrten Luther vorhalten: „Es sei eine Schande und Schmach, daß die Leute nicht mehr leibigen sein wollten“. Das ist freilich derselbe Mann, der gesprochen habe von der „verfluchten Hure Vernunft“. Die Feinde jeden Fortschritts sind leider immer auf Seiten der Kirche zu finden. Herr Scholl bespöttelte vorhin mein nationales Empfinden. Nun, Niemand hat die nationale Einheit Deutschlands während bekämpft, als die Feinde Scholls. Weiter muß ich Herrn Scholl bemerken: nicht für unseren Zukunftsstaat als „Modell“ werden wir diese Peitschen aufbewahren, sondern in unseren Museen als abschreckendes Beispiel dessen, was der gegenwärtige „Cultur“-Staat für Mittel anzuwenden vermochte. Ausdrücklich constatiren will ich dann auch noch, daß Herr Scholl in seiner ganzen Rede nicht ein einziges Wort der Verurtheilung für jene scheußliche Mißhandlung der Dahomeh-Weiber gehabt hat.

Abg. Scholl (cons.) erwidert, daß er diese Mißhandlungen verurtheile, verstehe sich von selbst. Schon oft habe er ausgesprochen, daß die Hauptursache der Zustände drüben nicht die schlimmen Eigenschaften der Schwarzen seien, sondern das schlechte Beispiel der Deutschen.

Abg. Lieber (Centr.) will ebenfalls noch die Angriffe Bebel's auf das Christenthum zurückweisen. Nach Bebel sei nicht die Cultur ein Ergebnis des Christenthums, sondern das Christenthum ein Ergebnis der menschlichen Cultur. Aber Thatsache sei doch, daß das Christenthum in Erscheinung getreten sei im Gegensatz zu der damaligen Cultur (Bravo im Centrum und Rechts). Bebel sei eben nur unfähig, das Christenthum zu verstehen. Vor dem Christenthum habe gegolten: die Menschen sind entweder Sklaven oder Freie! Erst das Christenthum habe an die Stelle hiervon gesetzt: die Menschen sind alle Ebenbilder Gottes. Aber er wolle sich mit Herrn Bebel über Christenthum nicht streiten, sondern nur sich freuen, daß der heutige Tag den Socialdemokraten Gelegenheit gegeben habe, über das Christenthum Ansichten zu äußern, welche dem ganzen deutschen Volke sicher antipathisch sein würden.

Abg. Bebel: Diese unsere Ansichten sind nichts Neues, sondern längst bekannt. Herrn Scholl muß ich bemerken, daß was ich über Luther sagte, wörtlich dessen eigenen Schriften entnommen war. Was Sie an den Lehren des Christenthums rühmen, hat dieses den Schriften von Socrates, Plato, Aristoteles entnommen. (Lachen rechts.)

Darmit schließt die Debatte und der Etat für Kamerun wird genehmigt; desgleichen debattellos der Etat für Togo. Es folgt der Etat für Südwestafrika.

Abg. Pammacher (ntl.) will nur noch das Wort nehmen, um das harte Urtheil, welches die Commission — durch den Mund des Referenten — über Herrn v. Francois gefällt habe, noch etwas näher zu motiviren. Vorwiegend wolle er nur, daß Südwestafrika landwirthschaftlich großen Werth besitze und auch für Niederlassungen von Deutschen geeignet sei. Der Colonist Hermann in Kubub habe in der kurzen Zeit von zwei Jahren einen starken Bestand an Viehbeständen bewirtschaftet und schöne Erträge zu erzielen vermocht. Bis zum vorigen Herbst habe sich Südwest-Afrika in glücklicher Weise entwickelt. Leider seien diese Hoffnungen, die man daran knüpfen durfte, verflüchtigt. Das Francois an Truppen verlangt habe, sei ihm gewährt worden. Trotzdem habe Wittbov weiter Anwerbungen verübt und sogar Kubub vernichtet. Herr von Francois sei ein Offizier, der sich über seine militärischen Erfolge in einer weitläufigen Täuschung befunden, seinen Erfolg in Fortsetzung im April 1893 völlig überschätzt habe. Das Urtheil sei begründet, der Commandant sei nicht der richtige Mann an der richtigen Stelle. Der Kaiser von Kubub habe Herrn von Francois ausdrücklich auf die Gehaltung von Ruhe und Ordnung sei hier offenbar

Deutscher Reichstag.

Original-Bericht der „Volkswacht“

14. Sitzung.

Dienstag, den 20. Februar. — 1 Uhr.

Die Beratung des Colonialetat's und zwar des Etat's für Kamerun wird fortgesetzt.

Abg. Dr. Lieber: Es handelt sich bei Kamerun wieder um zwei große Reichthümer: die Zuckerrohr- und die Palmölplantagen und die Sklaverei.

nicht in die richtigen Hände gelegt. Augenblicklich herrsche dort völlige Anarchie, völlige Unsicherheit.

Abg. Nebel sieht voraus, daß ähnliches Unglück, wie es jetzt dem Colonisten Hermann in Kribitz begegnet sei, auch anderen Ansiedlern begegnen könne. Das müsse doch den Opfermuth der eifrigen Colonialschwärmer dämpfen. Dazu kommt, daß in Südwestafrika die Wollschafzucht die Hauptsache sein müsse, und daß unsere Ugarier ohnehin schon sehr klagen und sogar schon nach Wollzoll rufen. Was sei das dann für ein Widerspruch, mit Reichsmitteln die Wollzucht in Südwestafrika zu heben! Das gebe er namentlich den Herren Conservativen zu bedenken. Aufklärung müsse er ferner darüber erbitten, daß im April in Hornkrantz außerordentlich viel Frauen und Kinder getödtet, andere in Gefangenschaft geführt worden seien.

Abg. Graf Arnim (Reichsp.) sieht im Gegensatz zum Borredner in Südwestafrika eine unserer zukunftsreichsten Colonien. Fragen wolle er nur: ob es wirklich richtig gewesen sei, den Krieg mit Wittboj überhaupt zu beginnen, wenn derselbe so aussichtslos sei, wie der Reichstanzler ihn neulich geschildert habe.

Director Kahser erklärt, auch nach Südwestafrika sei ein Commissar zur Untersuchung der dortigen Lage entsendet, und den Bericht müsse man abwarten. Eine Uebertreibung sei es aber jedenfalls, wenn man sage, es herrsche dort Anarchie und Wittboj sei Herr des Landes. Daß der Reichstanzler den Kampf gegen Wittboj aussichtslos genannt habe, sei unzutreffend.

Abg. von Lang (nl.) stimmt Namens seiner Fraction den Auslassungen Hammacher's und Graf Arnim's bei und widerspricht den Behauptungen Nebel's, daß Südwestafrika überhaupt für uns ohne Werth sei und verdiente, aufgegeben zu werden.

Damit schließt die Debatte und der Etat für Südwestafrika wird genehmigt, ebenso die colonialen Titel des Stats des auswärtigen Amts.

Morgen 1 Uhr: Antrag Schroeder (Handlungsgehilfen); Antrag Groeb er betreffend Hausirgerwerbe. Schluß gegen 5 Uhr 30 Min.

Gerichtliches.

Leipzig, 19. Februar. Eine verweigerte Eidesleistung führte heute zu einer principell wichtigen Entscheidung des Reichsgerichts. Vom Landgerichte Schwäbisch-Hall ist am 10. November v. J. der Tagelöhner Karl Müst aus Steinbrück, wegen Rückfallsdiebstahls zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt worden. In der Hauptverhandlung hatte die Zeugin Christine K. erklärt, sie könne den Zeugnisaussage nicht leisten da sie Baptistin sei. Es wurde ihr entgegengehalten, daß nur der Secte der Nazarener gestattet sei, nach § 64 der Str.-Pr.-D. an Stelle des Eides eine Befehrensformel anzuwenden, daß aber die Secte der Baptisten mit jener nicht identisch sei. Die Zeugin meinte, zwischen beiden Secten sei fast gar kein Unterschied und blieb bei ihrer Weigerung, die Eidesformel nachzusprechen. Ihre Aussage hatte sie bereits abgegeben. Der Gerichtshof verurtheilte die Zeugin sodann nach § 69 1 der Str.-Pr.-D. zu einer Geldstrafe von 3 Mark, falls von Anwendung eines Zwangsmittels ab und verwertete die Aussage der Zeugin, da sie glaubhaft erschien, gleich einer eidlichen. In seiner Revision bezeichnete nun der Angeklagte dieses Verfahren als unzulässig. Das Gericht habe nicht das Recht gehabt, das uneidliche Zeugniß der Christine K. als eidliches zu verwerten und habe sich mit der Verhängung der Geldstrafe nicht begnügen dürfen, da der § 69 Abs. 2 der Str.-Pr.-D. zur Erzwingung des Zeugnißes auch Haftstrafe anordne. Zwar beantragte auch der Reichsanwalt die Aufhebung des Urtheils, da die Benützung des uneidlichen Zeugnißes ungerechtfertigt sei, aber das Reichsgericht (I. Straissenat) erkannte doch auf Verwerfung der Revision, wobei Folgendes angeführt wurde: Das Reichsgericht war der Meinung, daß die Benützung einer solcher Gestalt unbeeidigt gebliebenen Aussage nicht gegen das Gesetz verstößt. Denn nachdem das Erforderniß des § 69 Abs. 1 der Str.-Pr.-D. (Verurtheilung zu einer Geldstrafe) erfüllt worden war, stand es nach Abs. 2 im Ermessen („Auch kann zur Erzwingung“ etc.) des Berichtes, noch weiter vorzugehen, aber das Gericht war nicht verpflichtet, dies zu thun. Wenn das Gericht von der Befugniß des § 69 Abs. 2 keinen Gebrauch machte, vorher aber bereits nach § 69 Abs. 1 auf Strafe anerkannt hatte, so lag eingeseßenes Hinderniß der Beeidigung vor, und eine solche Aussage konnte wie eine eidliche vom Gerichte gewürdigt werden.

Eine Entscheidung von principeller Bedeutung, die besonders für die Hausdiener etc. der Laden-Geschäfte von Wichtigkeit ist, fällt am 8. Februar die Kammer VII.

Der Hausdiener K. klagte gegen die Firma Baum (Fünzigpennig- und Cinnam-Bazar in der Leipzigerstraße) auf Zahlung von 8,90 Mark unter folgender Begründung: Er habe während der Weihnachtszeit Ueberstunden gemacht und sei auch an einigen Sonntagen vor dem Fest, für welche seitens des Polizei-Präsidentiums der öffentliche Geschäftsverkehr bis Nachmittags um 6 erlaubt worden war, zum Geschäftsbetrieb thätig gewesen. Die gewöhnliche Geschäftszeit habe sonst bis 9 Uhr gedauert, in den Weihnachtsabenden sei das Geschäft der sich häufenden Arbeit wegen zeitens später, einige Male sogar erst um 11 Uhr Nachts geschlossen worden. Um so viel länger habe auch sein Dienst gedauert. Er habe nichts für die geleisteten Ueberstunden erhalten, auch die übliche Weihnachts-Gratification habe an ihm nicht zufließen lassen, durch welche sich gewöhnlich die Hausdiener für die angelegentlicher Thätigkeit vor der Zeit entschädigt fühlen. Er beantrage darum die genannten Ueberstunden mit 8 Mark 90 Pf. bezahlt. Die Zahl der vom Kläger bezahlt verlangten Ueberstunden sei der Vertreter des Herrn Baum als thatsächlich gethätig zu bestreitet, aber, daß Beklagter die Pflicht habe, besonders zu honoriren. Er behaupte, dem Kläger bei seinem Engagement nicht geizig worden, daß er um halb 9 Uhr geschlossen werde. Thatsächlich sei ja auch gewöhnlich um diese Zeit geschlossen worden. Kläger habe auf Wochenlohn gearbeitet und sei verpflichtet gewesen, so lange dafür zu arbeiten, wie die Nothwendigkeit vorlag. Ein Hausdiener könne nicht mehr verlangen, wie ein „junger Mann“: „Wenn ich als junger Mann auf Wochenlohn oder monatlichen Gehalt angestellt bin, muß ich auch so lange arbeiten, wie es verlangt wird. (Ein nettes, ein schönes, ein gutes Prinzip!) — für den Unternehmer nämlich. Der Berichterstatter“ Auf einen Einwurf des Bestandes des Klägers Herr Baum und Verwandter dazu: — er ist Geschäftsführer bei dem Kläger hat, der bekommt auch seine Gratification — der Kläger hat sich aber nicht danach betragen.“ (Er hatte gewöhnt, da der Mensch nicht von Luft allein lebt, „schon“ 1/21 Uhr frühstücken zu dürfen, und darum einen vor der Thür haltenden Möbelwagen ein paar Minuten länger dort aufzuhalten. Dieser und anderer für den Proceß nicht in Betracht kommender Umstände willen wurde er auch gestündigt). Der Beklagte wurde zur Zahlung der beanspruchten 8 Mark 90 Pf. verurtheilt. — Gründe: Das Gericht sei der Ansicht, daß es nicht gerade in Geschäften, wie das des Herrn Baum, Müst sei, Ueberstunden als Ueberstunden zu bezahlen, daß an sich die Leute verpflichtet seien, zu leisten, was vorkomme. Für seinen Lohn hätte auch der Kläger an sich zu leisten gehabt, was vorkam. Aber der Gerichtshof wisse ebenso bestimmt, daß es allgemeine Ulfance sei, die Mehrarbeit der Weihnachtszeit besonders zu vergüten, daß Gratifikationen gezahlt würden und daß nicht die gerade um diese Zeit erforderliche äußerste Anspannung der Kräfte des Personals umsonst verlangt werde. Für die Mehrarbeit müsse nach Ansicht des Gerichts irgend ein Aequivalent geboten werden. Wenn der Beklagte geglaubt habe, dem Kläger keine Weihnachtsgratification geben zu sollen, dann mußte er die einzelnen Stunden berechnen. Die Menge der bezahlt verlangten Stunden sei nicht bemängelt worden, die Höhe der For-

berung sei dafür angemessen.

Standesamtliche Nachrichten.

Vom 19. Februar.

Geburten. I. Tischler Wilhelm Lehmann, ev., T. — Bäcker August Heinrich kath., T. — Arbeiter Gottlieb Werst, ev., S. — Arbeiter Johann Schelenz, kath., T. — Hautboist Max Beyer, ev., T. — Conditior Franz Zimmer, kath., S. — Schmied Paul Wienen, kath., T. — Kaufmann Alfons Gedalje, jüd., S. — Schuhmacher Peter Jelta, kath., S. — Schlosser Hermann Jehniß, kath., T. — Sergeant Gustav Kraft, ev., T. — Sattlermeister Hermann Nowak, ev., T. — Hilfsbremser Johann Urbasch, ev., T. — Bäcker Josef Jungniß, kath., T. — Glasmeister Heinrich Salzbröt, ev., T. — Stellmacher Reinhold Debschütz, ev., T. — Tischler Karl Puzke, ev., S. — Arbeiter August Härtel, ev., S. — Klempner Paul Eckert, ev., S. — 11. Kutscher Karl Neumann, ev., S. — Arbeiter Alfons Kunert, kath., T. — Arbeiter Heinrich Brand, ev., S. — Kutscher Paul Nebel, kath., S. — Hilfsweichensteller Paul Schölzel, ev., T. — Ausschänter Gottlieb Bohmig, ev., S. — Sattler Wilhelm Wagner, ev., S. — Brauerei-Arbeiter Wilhelm Laqua, ev., T. — Schmiedemeister Robert Klings, kath., T. — Laternenwärter Josef Kaufsch, kath., S. — Brauerei-Arbeiter Adolf Dziadel, ev., S. — Feuerwehrmann Friedrich Schmüdchen, ev., S. — Kutscher Wilhelm Ullmann, ev., S. — Schmied Ernst Kapelle, ev., T. — Arbeiter Ernst Weinert, ev., T. — Arbeiter Carl Scholz, kath., S. — Schuhmacher Robert Krause, kath., T. — 11. Maurer Josef Hauschke, kath., T. — Oberlandesgerichts-Secretär Hugo Haunschild, kath., S. — Schuhmann Gustav Siebelt, ev., S. — Handbuchhändler Oscar Luck, ev., S. — Arbeiter Otto Wenzel, ev., S. — Kaufmann Elias Gerjtmann, jüd., S. — Arbeiter Karl Jordan, kath., T. — Schuhmacher August Schmale, kath., T. — Maurer Hermann Hauptfleisch, ev., S. — Schuhmachermeister August Dinter, kath., S. — Maurerpolier Ernst Reichelt, kath., S. — Glaschleifer Karl Fiebler, ev., T. — Kutscher Georg Mazur, kath., T. — Handschuhmacher Theodor Berner, ev., T. — Volksschullehrer Alois Hermann kath., S. — Korbmachermeister Paul Bunte, ev., S. — Schlosser Ferdinand Meisek, kath., S. — Arbeiter Karl Schüpke, ev., T.

Todesfälle. I. Dienstmädchen Pauline Scheu, 21 J. — Arbeiterfrau Johanna Grieda, geborene Sowade, 34 J. — Schuhmachersgehilfe Moritz Bresty, 60 Jahre. — Rudolf, S. des Gerichtsvollziehers Paul Hubrich, 5 J. — Stellmacher Friedrich Scheer, 64 J. — Friedrich, S. des Sattlermeisters Friedrich Winkler, 3 J. — Alfred, S. des Schneiders Julius Kotschote, 6 Mon. — Ernestine Schön, ohne Beruf, 41 Jahre. — Trostbesitzerin Frau Dorothea Reichel, geb. Zwirner, 48 J. — Schneider Robert Schuppe, 69 J. — Kaufmannsrau Rosalie Lange, geb. Friedländer, aus Bernstadt, 48 J. — 11. Martha, T. des Laternenwärters Heinrich Weniger, 4 J. — Alfons, S. des Locomotivführers Fritz Boerner, 11 J. — Kaufmann Paul Lucas, 52 J. — Richard, S. des Kutschers Paul Kern, 2 Jahre, 6 Mon. — Margarethe, T. des Arbeiters Robert Münzberg, 3 J. — Georg, S. des Arbeiters Anton Hoffmann, 7 M. — Bruno, S. des Güterboden-Arbeiters Bruno Grütter, 4 Wochen. — Kaufmann Bruno Berndt, 32 J. — Locomotivführerwitwe Auguste Glombisch, geb. Räder, 70 J. — Elfriede, T. des Arbeiters Alfred Wagner, 2 J. 7 M. — Kaufmann Salomon Uro, 50 Jahre. — Fritz, S. des Militär-Pensionärs Paul Gornwald, 6 Tage. — Frieda, T. des Kellners Wilhelm Fleischer, 3 M. — Rath-Maurermeister Emanuel Ruprecht, 62 Jahre.

Vom 20. Februar.

Heiraths-Ankündigungen. I. Viehhändler Adolf Ullmann, evang., Diegitz, und Emma Kaufmann, evang., Berlinstraße 38. — Schneidermeister Johann Schenker, kath., Kupferhämmerstraße 11, und Theresia, verw. Schenker, geb. Salomon, evg., Himmerei 10. — Schneider Franz Schüpke, kath., Semnargasse 10, und Agnes Karpe, evang., Schubbrücke 19. — Bäcker Wilhelm Zapfe, ev., Oberstraße Nr. 24, und Marianna Symantiericz, kath., Oberstraße 24. — 11. Kutscher Paul Simmert, ev., Poststraße Nr. 40, und Maria Gerner, kath., Sonnenstraße 35. — Tienbaumeister Julius Kniebandel, kath., Borwerkstraße 53, und Mathilde

Conrad, kath., Neue Tauentzienstraße 10.14. — Heizer Otto Eike, ev., Gorgau, und Caroline Zimmer, ev., Gartenstraße Nr. 8. — Kaufmann Moritz Buchholz, jüd., Hainau, und Clara Gimm, jüd., Hölzchenstraße 1. — Lehrer Carl Schüpke, ev., Hübnerstraße 9, und Martha Hermann, evang., Hölzchenstraße 7. — 11. Arbeiter Friedrich Jntel, ev., Matthiassstraße Nr. 41, und Thella Dimter, kath., Adalbertstraße 11. — Kaiserl. Amtsrichter Franz Scholz, evang., Busendorf, und Gertrud Wendt, ev., Werderstraße 24. — Versicherungsbeamter Georg Böffler, ev., Werderstraße 11, und Olga Bornmann, evang., Wassergasse Nr. 20.21. — Kutscher August Lustig, evang., Waterloostraße Nr. 1, und Rosina Kotschal, evang., baselhit.

Eheschließungen. I. Schneider Martin Kretschmer, ev., mit Martha Helow, ev., hier. — Schirmfabrikant Max Bode, ev., mit Martha Barton, kath., hier. — 11. Cigarrenmacher Otto Siebert, ev., mit Martha Schreiber, kath., hier. — Kellner Paul Heppner, ev., mit Anna Jakubel, kath., hier. — Buchhalter Carl Prabelt, ev., mit Wilhelmine Berner, ev., hier. — Restaurateur Wilhelm Heine, ev., hier. — mit Clara Veltz, ev., zu Ober-Wüstegiersdorf. — 11. Buchhändler Hermann Walter, ev., mit Hedwig Pelz, kath., hier. — Arbeiter Bruno Jarnowski, kath., mit Emma Hamann, ev., hier.

Geburten. I. Arbeiter Karl Scheiblich, ev., T. — Kürschnermeister Rudolf Gaidekta, evang., T. — Maler Alexander Dörner, kath., T. — Rangirmeister Ernst Labatke, ev., T. — Kärner Heinrich Hindemith, ev., T. — Buchhalter Max Bosholt, ev., S. — Brauer Paul Finke, ev., S. — 11. Arbeiter Carl Burdard, ev., T. — Klempnermeister Adolf Zimmer, ev., S. — Maurermeister Otto Röde, ev., T. — Mechaniker Gustav Rydell, kath., T. — Schlosser Ernst Rurned, ev., T. — Korbschneider Carl Gzelah, kath., T. — Schlosser Friedrich Zimmermann, ev., S. — Schornsteinfeger Oskar Müller, ev., T. — Zimmermann Gottlieb Tschek, ev., T. — 11. Klempnermeister Augustin Schinke, kath., S. — Lazareth-Inspector Adolf Thomas, ev., T. — Schneidermeister Josef Schnitzer, kath., S. — Buchhalter Victor Schwarzer, ev., T. — Müller Friedrich Schulz, ev., T. — Haushälter Oswald Partuschke, ev., T. — Arbeiter August Diebelanz, kath., S. — Fleischermeister Julius Rother, ev., T.

Todesfälle. 11. Fleischer August Großmann, 22 Jahre. — Ortsarmer Julius Adam, 70 J. — Erich, S. des Locomotivheizers Reinhold Kleiner, 17 Tage. — Kaufmann Leopold Guhn, 62 J. — Gerichts-Kanzlistenwitwe Theresia Hillgerth, geb. May, 76 J. — Arbeiter Adolf Mieloff, 42 J. — Früherer Brauereibesitzer August Emrich, 70 Jahre. — Zimmermannswitwe Johanna Kühnel, geb. Heine, 47 J. — Postunterbeamtenfrau Caroline Urndt, geb. Böhm, 27 J. — Wirthschafts-Inspectors-Witwe Amalie Kaste, geb. Jacob, 66 J. — Erich, S. des Klempners Bruno Meier, 2 Jahre. — Früherer Fleischermeister August Schedel, 74 J. 4 M. — Elfriede, T. des Schneiders Ernst Land, 12 W. — 11. Frau Anna Schulz, geb. Kräfte, 30 J. — Walesta, T. des Gasanstalts-Arbeiters Paul Seidel, 4 J. — Restaurateursfrau Pauline Wolff, geb. Jir, 66 J. — Schneiderin Ida Schuber, 31 J. — Seifeniedermeisters-Witwe August Simon, geb. Krüder, 83 J. — Max, S. des Postbriciträhers Leopold Herklog, 9 Mon.

Breslau, 20. Februar. (Amtlicher Producten-Börsen-Bericht.) Roggen (per 1000 Kilogramm) per Februar 119,00 G., April-Mai 124,00 B. Hafer (per 1000 Kilogramm per Februar 153,00 G. — Hübsl (per 100 Kilogr.) — gekündigt — Ctr., loco, in Cuckitäten à 3000 Kilogr. — per Februar 46,50 B., per April-Mai 47,00 B. — Spiritus per 100 Liter (= 100 pSt.) ohne Faß; excl. 50 und 70 Mark Verbrauchsabgabe, gef. — Ctr., abgelassene Kündigungscheine — per Februar 50er 48,50 G., 70er 28,90 B. u. G. Zink ohne Umfaß.

Breslau, 20. Februar. (Breslauer Mehlmarkt.) Weizen-Auszugsmehl per Brutto 100 kg. incl. Sack 22,00 bis 22,50 Mk. — Weizen-Semmelmehl per Brutto 100 kg incl. Sack 19,50—20,00 Mk. — Weizen-Meie per Netto 100 kg. in Käufers Säcken *) inländisches Fabrikat 8,60—9,00 Mk., b) ausländisches Fabrikat 8,20—8,60 Mk. — Roggenmehl fein per Brutto 100 kg incl. Sack 17,25—17,75. — Futtermehl per Netto 100 Kilogramm in Käufers Säcken: *) inländisches Fabrikat 9,00—9,40 Mk., b) ausländisches Fabrikat 8,60—9,00 Mk.

Quittung.

Für den Wahlfonds des Wahlkreises Meseritz-Bomst zur Nachwahl. Durch eine Brezel-Auction im Ruppbaum, erhalten Mk. 1,21. C. Fischer.

Verein „Gewerkschaftsartell“.

An freiwilligen Beiträgen gingen ein:
Von den Metallarbeitern Mk. 10,00.
Summa: Mk. 10,00.

Für Gewerbegerichtswahlen gingen ein:
Von den Steindruckern u. Lithographen Mk. 10,00
" " Handschuhmachern 7,00
" " Bildhauern 10,00
" " Kupferhämmer 5,00
" " Schneidern 10,00
" " Filz- und Strohhutarbeitern 10,00
" " Labafararbeitern 10,00
" " Malern und Lackirer 10,00
" " Lederarbeitern 10,00
" " Schuhmachern 3,00
" " 2,00
" " Zimmerern 10,00
" " Haushältern 10,00
" " Formern 10,00
Summa: Mk. 117,00
Carl Gzelah, Kassirer
Friedrichstr. 72.

